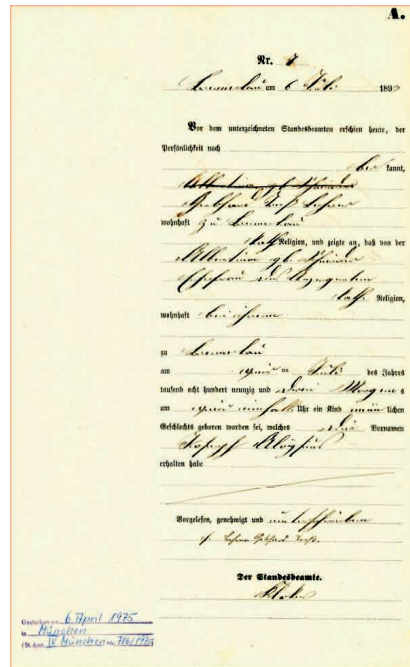


## „Mein geniales Fiasko“. Der schwäbische Dichterjurist Josef Tress und der Landesheimathof Breithülen

Joseph Aloysius Treß<sup>1</sup> - so die Schreibweise im Geburtenregister des Standesamts - wurde am 4. Juli 1893 in Bremelau (Kreis Münsingen) auf der Schwäbischen Alb geboren. Seine Eltern, der Lehrer Gebhard Treß und dessen Ehefrau Albertina, hatten 15 Kinder. Josef Tress besuchte ab 1902 das Gymnasium in Riedlingen und Ehingen. Nach dem Abitur im Herbst 1911 studierte er Rechtswissenschaft und Philosophie in Berlin, anschließend 1912/13 zwei Semester Staatswirtschaft an der Münchener Ludwig-Maximilian-Universität.



Der Vater Gebhard Treß (1860-1936), ausgebildet im katholischen Lehrerseminar in Gmünd, wurde 1883 von Ravensburg an die Bremelauer Schule versetzt und 1900 nach Riedlingen. Er verfasste zahllose Theaterstücke, vermutlich für den Schulgebrauch oder für Gesellenvereine: vor allem biblische Themen oder Heiligenbiographien (veröffentlicht etwa in der „Katholischen Dilettantenbühne“), Weihnachtsspiele, Historisches, Volks- und Lehrstücke, Dramen, Schwänke etc. Deren Zahl liegt über 300, so dass Gebhard Treß in der Literatur als „Vielschreiber“ bezeichnet wurde. In seinem Nachruf sind außerdem „viele, viele Gedichte“ erwähnt. Welche Rolle sein Vater für Leben und Werk von Josef Tress innehatte, das werden weitere Forschungen zeigen müssen.

*Eintrag im Geburtenbuch Bremelau. Statt „Treß“ schreibt er in der Regel „Tress“.*

### Erste Gedichte

Bald gelang es ihm, Gedichte in den führenden Avantgarde-Publikationen seiner Zeit unterzubringen: PAN, DER STURM, REVOLUTION<sup>2</sup>, DIE AKTION. Arnold Schönberg, Auguste Rodin, Max Brod, Max Liebermann, Max Dautheney, Ludwig Gurlitt, Klabund, Franz Werfel und Gottfried Benn kamen dort zu Wort.

Im PAN erschienen am 10. Januar 1913 erste Gedichte mit der Vorbemerkung „Aus Riedlingen an der Donau schickt ein neunzehnjähriger Freiwilliger

eines bayrischen Regiments diese Verse dem Pan". Der Dichter erinnert sich darin:

*„Blaublauwe Brücken flossen über meine Stadt:  
O Donaumorgendunst, den ich beglückt betrat!"*

und spricht von seiner „kahlen Jugendheimat", er fühlt sich „traumentrückt dem Zeitgetriebe":

*„Auf weißem Lager lag ich lippenrot,  
In Stadthochferne, fiebernd oder tot."*

Diese „Strophen" sind gewissermaßen ein Rückblick zu seinen Wurzeln, sie atmen die Luft einer idyllisierten Heimat. Andererseits hatte er offenbar in vollen Zügen die Atmosphäre der gottverlassenen Großstadt inhaliert, welche die Entwurzelten aufgesogen hat. Mit morbider Faszination taucht er in die „Winkelgassen" ein, wo „nachts die Syphilis wütet" und man „Mördern ins traurige Antlitz" schaut, wo „Begehrte Knaben schau'n müd an den Ecken Mit welcher Haut und stumm", wo die „Gebärden der Gassenjugend" verwüstet sind, während ein Stelzfuß immer wieder „das Lied des Seiltänzers an die Hure" singt. („Um die Stunde, da Christus starb"). In seinen „Mordhymnen" kumulieren diese Großstadterfahrungen in dem Vers

*„Heut ist's Sonntag. Ich möchte in eine Kirche geben,  
Oder mich der nächstbesten Dirne zu Füßen legen,  
Irgendeinem Menschen auch den leisesten Wunsch erfüllen,  
Ich hab Angst vor diesem Weitergehn,  
Als müßt' ich etwas Gräßliches tun."*

Tress' Wurzeln im katholischen Milieu ziehen sich wie ein Leitfaden durch sein Werk. Sie korrespondieren mit dem exotischen Reiz, den großstädtische Außenseiter auf ihn ausüben. Seine frühen Gedichte fasste er 1914 in dem Band „Bettelkönig" zusammen, mit Zeichnungen des Expressionisten Wachmeyer (Aloys Wach).<sup>3</sup> Ein sturzbesoffenes Vorwort leitet die Sammlung ein: meist Gedichte, die schon in Zeitschriften veröffentlicht waren.

„Studienreisen" – so gab Tress später an – führten ihn nach Italien und Frankreich. Dort war er während des Ersten Weltkriegs interniert. Im Herbst 1918 konnte er sein Studium in Tübingen fortsetzen: ein Semester Katholische Theologie, dann Sommersemester 1919 bis 1920 Kameralwissenschaften. Nach seiner Dissertation über „Die Verstaatlichung der Lebensversicherung" erhielt er 1923 seine Doktorurkunde.<sup>4</sup>

Am **xx.xx.19xx** heiratete Tress die Maria Karoline Rothfuss<sup>5</sup>, aus der Ehe gingen zwischen 1920 und 1927 sechs Kinder hervor.



Illustration von „Lovis Wach" zum Bettelkönig.

## Berlin

Nach einigen beruflichen Gehversuchen wurde er im Oktober 1925 Angestellter der Stadt Berlin, zunächst im Statistischen Amt, dann im Tarifvertragsamt des Bezirks Treptow. Seine ersten Jahre im Dienst der Stadt Berlin nutzte er zur Weiterbildung und studierte an der Friedrich-Wilhelm-Universität ab April 1929 zwei Semester Sozialpolitik und Rechtswissenschaft.

Tress hatte ein Gespür für gerade angesagte Themen. Von seinen Auslandsaufenthalten besaß er Sprachkenntnisse, und er hatte einen katholischen Hintergrund. All das konnte Tress in Berlin verbinden: Die Karmelitin Theresia von Lisieux (1873–1897) wurde 1923 selig- und 1925 heiliggesprochen. Anlässlich ihres 30. Todestages boomte die Theresienliteratur. Im Dezember 1927 und im Jahr 1928 brachte Tress zwei Bücher zur „Heiligen Theresia vom Kinde Jesu“ heraus, eigene Übersetzungen im wohl eigenen Theresienverlag;<sup>6</sup> weitere Heiligenbiographien waren geplant. Mit dieser thematischen Fokussierung folgt er offenbar dem Schaffen seines Vaters.

1930 wechselte Tress - immer noch in den Diensten der Stadt Berlin – sein Metier, hin zu den Außenseitern, die er schon in seinen frühen Gedichten besungen hatte: Er wurde Erziehungsgehilfe und später Hausvater in der „Fürsorgeanstalt“ Lindenhof, wo er „die schulentlassenen schwer erziehbaren Jugendlichen zu beaufsichtigen und auf sie erzieherisch einzuwirken“ hatte. Der Lindenhof wurde Juni 1933 durch die Nationalsozialisten aufgelöst; Tress wechselte zum Pflegeamt und zur Jugendhilfsstelle des Polizeipräsidiums Berlin. Dort oblag ihm „die Betreuung der männlichen Jugendlichen und insbesondere die Wahrnehmung der Geschäfte der Wanderfürsorge“.

### Profile – Gedichtszyklus aus dem Fürsorgeerzie- hungsmilieu

1933 veröffentlichte Tress sein literarisches Hauptwerk, den Gedichtband „Profile – Gedichtszyklus aus dem Fürsorgeerziehungsmilieu“.<sup>7</sup> knapp 40 Gedichte über Menschen aus dem Milieu, in dem er nun arbeitete. Einige Zyklen – auch einzelne Gedichte – ordnete er bestimmten „Typen“ zu: „Der Tippelbruder“, „Gesicht des Einsamen“, „Der Cliquenbruder“, „Lieder des Paradiesvogels“, „Strichjungentypen“, „Der idyllische Faulenzer“, „Cornelius Rauhbein“, „Aus den Gebeten eines Vagabunden“.

Meist schlüpft der Dichter in die Rolle der Gestrandeten und spricht von den Ursachen, die vom bürgerlichen Lebensweg hinwegführten. Durch die Ich-Form der Gedichte erleichtert Tress den Lesern sympathisierendes Mitfühlen mit den jeweiligen sozialen Außenseitern. Mit gut dosierten Bildern bedient er die gängige Landstreicherromantik:

*„Und manchen Tag, den ich dem Schöpfer stahl,  
Vertat ich nur mit Träumerein.“*  
(„Der Tippelbruder“)

*„Als seine Braut begrüßt er froh die Straße.“*  
(„Nackenschläge“)

*„Bei Tippelschicksen und verschrobnen Kunden,  
Die sich verschrieben süßem Schnapsgenuß,  
Hab ich das treue deutsche Herz gefunden  
Und mancher Freundschaft lieben Brudergruß.“*  
(„Finale“)

*„Zwar quält mich Außenseiter zuweilen ein Kobldampf  
Und groll ich leis mein Ghettohos  
Doch find ich zumeist als quitschvergnügter Spaßvogel  
Mein Lumpengastspiel ganz famos.“  
(„Der profitliche Strolch“)*

Tress benennt Ursachen für die marginalisierte Stellung seiner Protagonisten.

Damit meint er in erster Linie das Elternhaus:

*„Ich schlich aus Vaters Haus, ein müder Hund,  
Denn seine Starrheit schuf mir Qual.  
Mein Mut zerbrach an seinem Bauernmund  
Enttäuscht und einsam manches Mal.“  
(„Der Tippelbruder“)*

*„Mein Vater, der lärmende Rohling und Lump,  
War Tag für Tag im Tran.  
Meine Mutter, das blasse Arbeitstier,  
Hat sich ein Leid getan.“  
(„Gedicht des Einsamen“)*

*„Mein Mütterchen hat mich dereinst empfangen  
Von einem schneidigen Schiffahrtsingenieur.  
Der Lümmel hat sie alsbald hintergangen  
Als Trunkenbold und wüster Schwadronneur.“  
(„Der idyllische Faulenzer“)*

Leitmotiv ist der „Vater, der sein Mißgeschick verschuldet“ („Nackenschläge“). Möglicherweise thematisiert Tress auch das zerrüttete Elternhaus, um eine lyrische Form zu finden für die seinerzeit in Sozialwissenschaften und Medizin diskutierte These, dass „Asozialität“ erblich sei. Oder hat sich Tress so an seinem Elternhaus bzw. an seinem Vater abgearbeitet? Immerhin druckt er hier eines seiner frühesten Gedichte von 1913 wieder ab, in dem die Protagonistin – eine Balletttänzerin - dem Vater vorhält: „Immer fühl ich Angst vor deinem Fluch“ und

*„Aber die Augen deiner Liebe sind Henkersknechte,  
Meinen Rücken beugt deiner Liebe Rutenlast.  
Furcht hatt ich einmal vor den Falten deiner Stirne.“*

Er spricht von dessen „brennenden Dornbuschaugen“ und endet das Gedicht: „einen Händen möchte ich manchmal Blumen kaufen.“

*(„Vater“)*

Tress gibt sich und den Lesern einerseits Gelegenheit, sich in der Gosse zu suhlen. Andererseits geht er Institutionen und deren Vertreter an, den „Jugendrichter, schmalziger Spießler“ / die „braven Kognacsäuer“, die das Er-

ziehungsheim bewachen / den „Anstaltscäsar“, „cholischer Lummel“. Den Psychiater fragt er:

*„Was ängst du so, neugieriges Habichtsauge,  
Nach meiner Seele buntem Kolibri?“*

### Der Erziehungsdirektor, eine Zeitgroteske von gestern

Höhepunkt der „Profile“ ist der vierteilige Zyklus „Der Erziehungsdirektor, eine Zeitgroteske von gestern“, in dem Tress einen Anstaltsdirektor karikiert und aktuelle sozialpolitische und pädagogische Entwicklungen seiner Zeit anspricht. „Homunkulus“ ist das erste Teil: Der Direktor,

*„Den Kinderschublen des Marxismus  
Entwachsen lang schon und dem Christentum“,*

möchte die Schöpfung korrigieren. Eine „neue Jugendpsychologie“ möchte er „als genormten Ariertypus“ erziehen. „Viel freche Burschen“ will er kasernieren und ihnen ein „prächtiges Zuchthaus bauen“:

*„Sozial ertüchtigt mein Erziehungsmodus  
Den schwersten Psychopathen wundersam.“*

Der Anstaltsdirektor plant, „pädagogische Bauprojekte“ zu errichten,

*„Bis einst erblickt aus künstlichen Hormonen  
Homunkulus als meiner Mühen Lohn.*

*Als Einheitstyp des braven Sonntagsschülers*

*Wird er einst starten sanft und makellos.*

*Einst schießt mit diesem Menschheitspräzisionstyp*

*Man Schienenzeppe und Mondraketen los.“*

Der „Mutterboden von Alkohol, Lues und Schwindsucht“ ist Ursache für die „Symphonie der Not: Es weint die Seele der ausgestoßenen Jugend“.

„Verdrehte, schmöckernde Masturbantenseelen, Des Lasters Beute“, sind „Entsprossen als liebloser Eltern Hurenbrötchen“. Deren „drohenden Flut“, die „aus Spelunken und stinkenden Mietskasernen“ steigt, möchte sich der Direktor entgegenstellen „mit unversöhnlichem Haß“ und „wutentbrannt“. Statt sanfter Methoden zieht es dieser vor, „den zuchtlosen Erben der Fäulnis Wie ein machtvoller Moses, zornig und imposant“ zu zürnen, er verscheucht ihre „Ahasverusseelen“, so

*„Wie Grobian Charon mit furchtigem Ruder verschüchtert,*

*Der Höllenfährmann, die Schatten der Unterwelt“.*

Der Erziehungsdirektor sieht sich als „finsterer Fürst der Cloaca maxima“ und fasst zusammen:

*„Mit glühendem Eisen möchte die Wunde Babels*

*Ausbrennen meines Mundes Philippika“.*

Das geht so weit, dass er sich als „König von Sparta“ sieht (so der Titel des zweiten Gedichtes) und sogar als „Buddhabildnis“, und letztlich streut er „meiner verwitterten Heldengröße Viel Weihrauch als mein eigener Gott und Altar“.

Tress als christlicher Autor wird diese auf die Spitze getriebene Selbstvergötterung des Erziehungsdirektors brechen. Während dessen Fuß weiterhin „diese schmachvollen Würmer“ zerstampft, nagen „Zwiespalt und Zweifelspein“ an seinem Herzen; „Ermüdet von Hurengestank und der Kohlenstaublufte“ möchte er „dem verfluchten Pflaster der Städte“ entfliehen. Ihn zieht es hin zum „niedersächsischen Bauernpflug“, er möchte „in der bescheidensten Scholle wurzeln, Fern diesem Meer von Lug und Selbstbetrug“. Doch dort wird er auch keine Ruhe finden:

*„Am stolzesten Eichbaum [...]  
Beend ich in Bälde mein geniales Fiasko  
Und greif mit grandiosem Ekel zum Strick!“*

Dieser Gedanke ist nur eine kurze Anmutung. Das dritte Gedicht des Zyklus „Zwischen den Jahrhunderten“ kommt zurück auf die berufliche Laufbahn und die Konzepte des Direktors:

*„Schon für die anmarschierenden Embryonen  
Spinn ich Erziehungspläne voll Tapferkeit.  
Mein Bauplan startet vom sozialen Alpha,  
Dem Jugendamte, der Nabelschnur des Staats.  
Laßt uns für die asoziale Jugend erbauen  
Resozialisierungsfabriken neuen Formats!“*

Seine Gesellschaftsanalyse stellt fest, dass „die Familie, die Säule des Staates“ wackelt und die Menschheit „in sexueller Anarchie“ versinkt „Und einer Seerose gleich erblüht im Sumpfe Die experimentelle Psychologie!“

Tress kritisiert den imaginären Direktor als „richtungsgeschwängerten Raffke“, welcher als „Stellenjäger mit stämmigen Ellenbogen und Rednerkanone“, der virtuos „die Klaviatur Dieses kannegießernden Säkulum“ beherrscht.

Dessen Perspektive für seinen Lebensabend:

*„Und sollte mich meine Behörde mal pensionieren,  
So werd ich Radiohörer vom friedlichsten Schlag  
Gemütlich den alten Herrgott modernisieren  
Mit mystischer Literatur aus dem Inselverlag!“*

Zu guter Letzt darf der Direktor die Psychoanalyse kritisieren: Diese mute seinem „Löwenmute“ zu, Büchereien zu fressen und dem grünenden Grase zu lauschen. Seine „schnaubende Spürhundnase“ solle „Symptome schnüffeln“, sein „Adlerauge“ solle „verblöden“ durch das Ketzertum der Psychoanalyse:

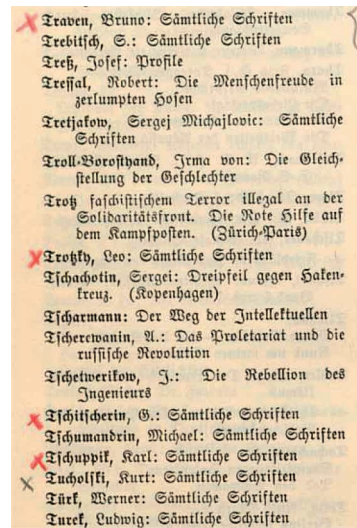
*„Deine Aasgeier, schwirrend aus Jauchegruben, umkrächzen  
Meinen Arierschädel mit Pöbelbohn obnegleichen.“*

Diese Groteske ist zweifelsohne eines der zentralen Gedichte von Josef Tress. Er überzeichnet die Figur eines Erziehungsdirektors,

- der mit seinem „Arierschädel“ glaubt, andere Ideologien überwunden zu haben,
- welcher der Psychologie und einer verständnisvollen Pädagogik bzw. Fürsorge der so missratenen Jugend eine Absage erteilt,

- der mit brachialer Gewalt eingreifen und die üble Brut ausmerzen will,
- der einen neuen technologieangepassten und damit kriegstauglichen Menschentyp aus der Retorte erschaffen möchte,
- der sich dabei wie ein übermächtiger Heros oder Gott vorkommt.

Dies war sicher als Kritik an zeitgenössischen Konzepten zu verstehen, von denen er sich deutlich abzugrenzen scheint. Folgerichtig wurde der Gedichtband „Profile“ 1935 in der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ aufgenommen.



*In der Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums der Reichsschrifttumskammer von 1935 stehen die „Profile“ neben den Werken von B. Traven, Trotzki und Tucholsky.*

## Tress im NS-Repressionsapparat

Im bizarren Kontrast zu seiner literarischen Kritik am Fürsorgesystem steht seine berufliche Tätigkeit: Im November 1934 wurde Tress Fürsorger im „Städtischen Arbeits- und Bewahrungshaus Rummelsburg“ in Berlin-Lichtenberg. Damit befand er sich an zentraler Stelle einer Repressionsanstalt des nationalsozialistischen Staats, in der brachial gegen Randgruppen der Gesellschaft vorgegangen wurde und wo er selbst in leitender Funktion Hand anlegte. Er war zuständig für die „Betreuung der männlichen Anstaltsinsassen“, er führte die Akten und leitete den „Gesamterziehungsdienst“ in der Anstalt und den Außenarbeitsstellen. Dabei war er maßgeblich zuständig für den Arbeitseinsatz, etwa die Stadtkommandos, die während des Kriegs bei den Industriebetrieben arbeiten mussten. Neben dieser Organisation der Zwangsarbeit oblag ihm auch die „Handhabung der Anstaltszucht“. Er gehörte der Führung des Hauses an und zwar – wie er nach dem Krieg betonte – in engem Austausch mit dem Anstaltsdirektor. Für knapp 300 Insassen wurde beantragt, dass sie zwangssterilisiert werden sollten – das lief über seinen Tisch. Und dass 20 jüdische Männer und 10 Frauen im Januar 1941 in die Tötungsanstalt Bernburg gebracht wurden, dürfte kaum an Tress vorbeigelaufen und ohne sein Zutun geschehen sein.

1942 veröffentlichte Tress in den „Blättern für Gefängniskunde“ sein

Hauptwerk, den Aufsatz „Die Asozialenfrage“.<sup>8</sup> In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde der Begriff „asozial“ in den Sozialwissenschaften diskutiert als Sammelbegriff für Menschen mit abweichenden Lebensentwürfen. „Bereits in den 1920er Jahren werden Menschen wegen ihres sozialen Status, ihrer Lebens- und Verhaltensweisen, ihres vermeintlichen körperlichen oder geistigen Zustandes oder ihrer ethnischen Herkunft als ‚Ballastexistenzen‘ und ‚Schädlinge‘ für einen imaginären ‚gesunden Volkskörper‘ gebrandmarkt.“<sup>9</sup> Im Dritten Reich konnte dies ins Arbeitshaus oder ins Konzentrationslager führen; der Begriff wurde ein tödliches Stigma. (Dies sollte allen bewusst sein, die heute dieses Wort unbedacht benutzen!)

In dem Aufsatz versucht Tress, aufgrund seiner Erfahrungen eine Typologie der „Asozialen“ zu erstellen. Außerdem gibt er einen Einblick in die Praxis der Rummelsburger Anstalt und betonte den Stellenwert der Arbeit: „Der Arbeitsinsatz der Asozialen“ ist dabei von zentraler Bedeutung. „Wenn der Arbeitsnutzen vieler Anstaltsinsassen mindestens die Anstaltskosten aufwiegt, so ist dadurch schon ihre ‚Resozialisierung‘ im Wesentlichen erreicht.“



*Das 1879 eröffnete und für 1.000 Insassen geplante Arbeitshaus Rummelsburg (von 1935 bis 1945 „Städtisches Arbeits- und Bewahrungshaus“) wurde in der DDR als Gefängnis genutzt. Heute befinden sich in den Zellentrakten luxusmodernisierte Wohnungen.*

## Kriegsende und Neubeginn

Im Sommer 1943 verließ Tress seine Stelle in Rummelsburg – vielleicht um sich von der bombenbedrohten Reichshauptstadt Berlin ins ländliche Süddeutschland abzusetzen. (Später nannte er seine Familienverhältnisse als Grund für seinen Weggang.) Für einige Wochen war er in einer vergleichbaren Einrichtung des „Bayerischen Landesverbandes für Wander- und Heimatdienst“ in Herzogsägmühle (Peiting) tätig. Dieser Hof verstand sich als „Sammel- und Siebestation“. Die Selektion der Insassen ging so weit, dass einzelne Insassen ins Konzentrationslager Dachau geschickt wurden.

Tress schied in Unfrieden aus der Einrichtung und versuchte in den kommenden fünf Jahren, in seiner Heimat Fuß zu fassen: Von Anfang Dezember 1943 bis Ende November 1945 war er Geschäftsführer des Albert Bruder Verlags in Herrenalb. Von Anfang Mai bis Ende November 1945 diente er dem



Arbeitsamt Reutlingen als Dolmetscher. Beim Otto Meier Verlag in Ravensburg regte er die Zeitschrift „Bauen und Wohnen“ an und war von Dezember 1945 bis Ende 1947 dafür zuständig.

Außerdem war Tress ab Anfang Mai 1946 in der Landesdirektion der Wirtschaft (Tübingen) beschäftigt – eine ideale Position für sein neues Projekt: Er wollte in seiner Heimat, in der Nähe seines Geburtsorts Bremelau eine – um es in Anlehnung an seine Worte zu sagen – „Resozialisierungsanstalt neuen Formats für die asoziale Jugend“ bauen.

### Der Landesheimathof Breithülen<sup>10</sup>

In der Abgeschiedenheit der „rauen Alb“, auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz Münsingen, knapp 15 Kilometer östlich von Münsingen lag das Remonte-Depot Breithülen: Neben großen Weideflächen, 55 Hektar Ackerland, vier großen Stallgebäuden und einem Krankenstall sind vor allem ein Verwaltungsgebäude (17 Zimmer), eine Schmiede und Autoreparaturwerkstatt sowie die Kommandeurswohnung (8 Zimmer) zu nennen. Mitte 1947 gab es verschiedene Interessenten, die diesen leerstehenden Remontehof nach Freigabe durch die französische Militäradministration nutzen wollten:

- der Landesverband der Viehzüchter wollte die Weideflächen als Jungviehweiden benutzen,
- die Reutlinger Gustav-Werner-Stiftung wollte dort „Fürsorgezöglinge“ beschäftigen bzw. eine Tuberkuloseheilstätte errichten.
- Außerdem plante das Land Württemberg-Hohenzollern mit Sitz in Tübingen eine „Bewahranstalt für asoziale Elemente, die der Fürsorgeerziehung nicht mehr unterstehen“. So etwas fehlte dem Lande noch.

Regierungsdirektor Viktor Zimmerle (Innenministerium, Leiter der Abteilung IX Wohlfahrtswesen) setzte sich Ende Juni 1947 für eine solche Anstalt ein: Die zuständige Landesdirektion des Innern sollte sie realisieren; er stellte die Weichen bei der Finanzdirektion, bemühte sich um die politische Umsetzung und hatte schon ein Ass im Ärmel: „Die Schaffung und Verwaltung der neuen Anstalt würde Dr. Tress übernehmen.“ Dieser sei jahrelang an der Berliner Anstalt Rummelsburg und in Herzogsägmühle tätig gewesen. Außerdem sei er im Kreis Münsingen beheimatet und daher mit der Gegend bestens vertraut.

Das Finanzministerium in Tübingen gab grünes Licht, sofern sich auch Nord-Württemberg (Württemberg-Baden) an den Kosten für den Ausbau, den Unterhalt und die Unterbringung beteiligt. Dieses Land mit der Hauptstadt Stuttgart habe ebenfalls ein Interesse an einer Anstalt „zur Unterbringung asozialer Elemente“. Auch das Badische Innenministerium in Freiburg bat darum, einige Plätze belegen zu können. Breithülen wurde also ein Gemeinschaftsprojekt der drei südwestdeutschen Länder, das – so Zimmerle – für 100 Insassen geplant war.



*Villa Breithülen, Ansicht von Süden, ca. 1960*

Ende 1947 wurden die Planungen für den Umbau konkret. Das mehrgeschossige Wohn- und Dienstgebäude sollte die Insassen und das Personal aufnehmen. Wenn die Anstalt nicht zu dicht belegt wird, so sollten dort sieben Angestellte und 38 Insassen untergebracht werden können (bei einstöckigen Betten). Für weitere 57 Insassen sollte der Krankenstall umgebaut und darin eine Küche mit Essräumen (Speisesaal) sowie ein Krankenzimmer eingerichtet werden. Im mehrgeschossigen Wohnhaus des Amtsvorstehers sollte eine Etage zur Verwaltung genutzt werden. Das erste und das Dachgeschoss waren als Wohnung des Anstaltsleiters gedacht. Dann gab es noch einen „Absonderungsstall“. Die Planung des Finanzministeriums sah vor, dass es zu einem „gefängnisartigen Gebäude mit einzelnen Arrestzellen“ umgebaut werde. Dies wollte Tress jedoch „vorläufig“ zurückstellen: „M.E. muß aus taktischen Gründen und mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung, aber auch aus disziplinären Gründen alles vermieden werden, was der Anstalt einen zu starren gefängnisartigen oder K.Z.-ähnlichen Anstrich geben könnte.“ Statt elf Arrestzellen könne man ja zunächst nur eine Absonderungszelle bauen und „im übrigen den Abteilungen dieses Gebäudes, allerdings unter Vermeidung des rein Gefängnisartigen, vorläufig einen etwas geschlosseneren Charakter geben, bis sich die Anstaltsarbeit eingespielt hat“.

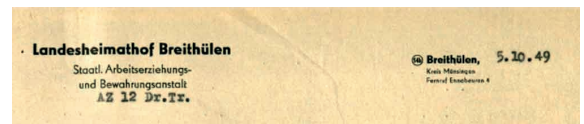
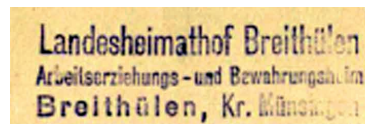
Bevor die französische Administration das Remonte-Depot freigab, betonte der Kommandant, „dass er unter keinen Umständen dulden könne, dass in Breithülen eine Sträflingskompanie eingerichtet würde.“ Man beschwichtigte ihn dahingehend, „dass es sich bei deren Insassen nicht um kriminelle Sträflinge handle, dass vielmehr der Zweck dieser Anstalt sei, solche jungen Menschen, die durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse aus der festen Bahn geworfen seien, wieder zu einem geordneten Leben zurückzuführen und ihnen insbesondere eine geeignete Berufsausbildung zu vermitteln. Soweit die Zöglinge Vorstrafen aufzuweisen hätten, seien es meist polizeiliche Vorstrafen.“

Wenn Zimmerle und Tress das Projekt als „Arbeitserziehungsanstalt“ bezeichneten, so stehen sie in einer Tradition: Noch vier Jahre zuvor hatte die

Gestapo so genannte „Arbeitserziehungslager“ betrieben, in denen Menschen gebrochen werden sollten. Dies war hier sicher nicht das Ziel; aber trotz allen Bemühungen, sich abzugrenzen, wird eine Kontinuität in Worten und Gedanken offenbar.

Handwerker sollten dort angesiedelt werden, Kleintierhaltung, Schweinezucht und ein kleiner Gärtnereibetrieb waren geplant. Die ersten Zöglinge sollten auch bei Bau- und Renovierungsarbeiten in der Anstalt eingesetzt werden. Die Auswahl der Handwerksbetriebe oblag Tress, der etwa als Schriftleiter bzw. Redakteur einschlägiger Zeitschriften und durch seine Tätigkeit in den lokalen Behörden offenbar gut vernetzt war. Zur Debatte standen vor allem Holz- und Metallbearbeitungsbetriebe. Offenbar gab es schon längere Gespräche mit der Tübinger Firma von Edgar Werner (Holzverarbeitung), die ein starkes Interesse an einer Außenabteilung in Breithülen hatte. Tress andererseits sah dies als Gewinn für das Ausbauprogramm der Anstalt. Außerdem gewann er Joachim de Boor für eine Radio-Werkstatt; dieser zog von Tübingen nach Breithülen. Die gewerblichen Werkstätten sollten – so Zimmerle – „gemeinsam mit den Firmen“ eingerichtet werden, und zwar so, dass diese „auf die Anstaltsinsassen als bezahlte Arbeitskräfte“ zurückgreifen können. Hinter diesem Konzept verbarg sich eine Sollbruchstelle, die später relevant wurde.

Zimmerle sah Breithülen als eine „leistungsfähige Asozialenanstalt“. Geplant seien „umfangreichere Serienanfertigung geeigneter Waren“, außerdem seien „wirtschaftlich sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten gewährleistet“. Wegen der „landschaftlichen Abgelegenheit“ sei Breithülen für diese Bestimmung besonders geeignet: „Im Hinblick auf die, durch die Nachkriegsverhältnisse bedingten Milieuverwahrlosungen weiterer Volksschichten wird beim Ausbau der Anstalt der Besserungsgedanke, insbesondere der Arbeitserziehungsgedanke, stärker betont als der reine Sicherungs- und Bewahrungszweck.“<sup>11</sup>



*Vor der Eröffnung sprach man bei der geplanten Einrichtung auch von einer „Beschäftigungs- und Bewahranstalt“, danach firmierte sie unter dem heimeligen Label „Landesheimathof Breithülen“: zunächst mit der auf Briefkopf des Innenministeriums aufgestempelten Zusatzbezeichnung „Arbeitserziehungs- und Bewahrungsheim“, später mit „Staatl. Arbeitserziehungs- und Bewahrungsanstalt“ auf eigenem Briefpapier.*

Gegenüber dem Justizministerium forderte Zimmerle, „wieder Arbeitshausunterbringung in der neuen Anstalt, und zwar zunächst für Männer, vollziehen

zu lassen". Er „würde es daher begrüßen, wenn die zuständigen Gerichte vor allem junge Männer, bei welchen noch Erziehungsmöglichkeiten bestehen, einweisen würden".

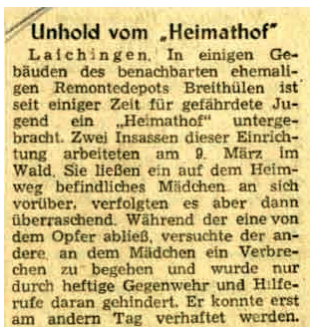
Zimmerle meinte, das „Hauptkontingent" würde der „Personenkreis der Flüchtlinge" stellen, die er für „besonders gefährdet" hielt. Außerdem sollte die neue Einrichtung in Breithülen Platz für „ältere männliche Fürsorgezöglinge" bieten und sei geeignet für männliche Hilfsbedürftige.

Erst im Sommer 1948 gaben die Franzosen den Remontehof frei, und der Ausbau konnte beginnen. Josef Tress wurde im September Leiter der Breithüler Anstalt, die nun den unverdächtigen Namen „Landesheimathof" erhielt. Schon zum Anfang 1947 hatte er seine Stelle im Wirtschaftsministerium gekündigt. Als designierter Leiter war er schon früh federführend in der Konzeption der künftigen Anstalt eingebunden, nahm an Besprechungen teil und verhandelte mit verschiedenen Trägern darüber, welche Betriebe dort anzusiedeln wären. Selbst in den Schreiben Zimmerles finden sich seine Gedanken und Formulierungen. Offen bleibt die Frage, wie sich in den gut anderthalb Jahren, die Tress offenbar ohne Anstellung für die Verwaltung am Aufbau der Anstalt arbeitete, sein Beschäftigungsverhältnis gestaltete.

Am 7. September 1948 nahm der Landesheimathof seinen Betrieb auf. Nach drei Monaten berichtete Tress, dass bislang zehn Jugendliche im Alter von 14 bis 19 Jahren zugewiesen worden seien. (Und keiner von ihnen sei bislang entflohen!) Auf weitere Zuweisungen warte er noch. Es sei bislang auch nur Raum zur Unterbringung von 40 Insassen ausgebaut. Bis Frühjahr 1949 seien die Ausbauten voraussichtlich so weit gediehen, dass 80 Insassen aufgenommen werden können. Was die privatwirtschaftlichen Anstaltswerkstätten (radiomechanisch und holzgewerklich) angeht, so seien Fachkräfte erforderlich, wobei unklar ist, wo diese untergebracht werden sollten. Tress ging nicht auf die Frage ein, wo die Arbeitskräfte für die angesiedelten Werkstätten herkommen, wenn die zehn Jugendlichen noch mit dem Ausbau der Anstalt beschäftigt waren. Neben dem Anstaltsleiter, einer Wirtschaftlerin und einer Sekretärin waren zwei Erzieher eingestellt. Einer davon war ein Bäckermeister, ein – wie sich bald herausstellte – Verwandter von Tress' Ehefrau, ebenfalls mit seiner Familie nach Breithülen gezogen.

Die „zeitbedingten Anlaufschwierigkeiten" (Zimmerle) dauerten an. Ende März 1949 konnte Tress berichten, dass der Landesheimathof schon 25 Insassen habe: 16 minder- und 9 volljährige. Flüchtig waren nur wenige, „trotzdem eine ganze Reihe notorischer Entweicher überwiesen wurden". Erst Anfang des Jahres konnten die Werkstätten „in bescheidenerem Umfang" ihre Produktion aufnehmen. Außerdem sei die Einrichtung von „anstaltsüblichen Werkstätten" wie Bäckerei, Schuhmacherei und Schneiderei „schon weitgehend gediehen".

Josef Tress war mittlerweile von Tübingen nach Breithülen umgezogen, Viktor Zimmerle soll seine Tübinger Wohnung übernommen haben. Als Chef des Lan-



*Schwäbische Donau-Zeitung*  
24. März 1949

desheimathofs hatte Tress weitgehend freie Hand, eine Kontrolle erfolgte kaum. Anfang 1949 spitzte sich der Konflikt mit den zugezogenen Handwerksbetrieben zu. Diese waren angeworben worden mit der Aussicht, dass ihnen dort genügend Arbeitskräfte zur Verfügung stünden. Doch statt der anvisierten 100 Insassen waren es maximal 30, die Tress dann noch zum größeren Teil zur Versorgung des Landesheimathofes einsetzte. (Brennholz, Kükenzucht, Küche, Gartenarbeit). Die Betriebe waren angelockt worden, im abgelegenen Breithülen eine Werkstatt einzurichten; die anvisierten Werkstattleiter hatten dort ihren Wohnsitz mit ihren Familien genommen, mussten investieren – sogar in bauliche Veränderungen bei Gebäuden, die offenbar noch in französischem Hand waren. Und das Land ließ sie hängen, weil deren „volle gewerbliche und wirtschaftliche Selbständigkeit“ zum Konzept des Landesheimathofs gehörte.

Joachim de Boor (Radio-Werkstätte und Fabrikation von Rundfunk-Einzelteilen) wandte sich April 1949 mit einer „Denkschrift“ an den Oberregierungsrat Dr. Zimmerle. Er habe von Telefunk die Baulizenz für alle Geräteklassen, und somit stünde einer größeren Fabrikation von Rundfunkgeräten technisch nichts im Wege. Aber er rechnete die Kosten für den Ausbau der Werkstatt Räume in einem Stallgebäude und die Einrichtung von Arbeitsplätzen vor: Dafür sei eine staatliche Absicherung (Kredit oder Bürgschaft) notwendig.

Die holzverarbeitende Firma Werner hatte als Leiter der Breithüler Werkstatt Herrn Albert de Gruyter gewonnen, mit der Aussicht auf festes Gehalt und Provision. Die Probleme fingen an, als dieser mit seiner vielköpfigen Familie aus Isny auf den Landesheimathof zog und die ihm zugesagte Wohnung gar nicht zur Verfügung stand. Werners Betrieb scheiterte an finanziellen Schwierigkeiten, und es stand im Raum, dass der Sohn von Tress bei Werner einsteigen würde. Auch de Gruyter wandte sich – da er offenbar unter nicht eingehaltenen Versprechungen nach Breithülen gelockt worden war - mehrfach an die Verwaltung.

Die Atmosphäre in Breithülen war vergiftet: Einerseits ging es um Fehlplanung auf Kosten der angesiedelten Werkstätten. Andererseits kamen persönliche Vorhaltungen bezüglich des Lebenswandels von Josef Tress hinzu, die hier jedoch nicht weiter behandelt werden.

Tress konterte wortgewaltig die gegen ihn erhobenen Vorwürfe und ging zum Gegenangriff über: „Beide Firmen leiden unter der herrschenden Geldkrise, [...] und nach meinen Beobachtungen fehlt es auch an der erforderlichen Wendigkeit.“ Die Beschwerdeführer seien „am wenigsten berechtigt, an der Anstaltsarbeit Kritik zu üben“. Man könne ihm höchstens vorwerfen, „dass wir mit den beiden Herren zu viel Geduld hatten“. Später verlor er die Contenance und alle Skrupel, und er schrieb in offiziellen Dokumenten von „hysterischer Gehässigkeit“ und von „psychopathischen Querulanten“. Außerdem beschuldigte er – wie er das offenbar bevorzugt tat – seine Kritiker der Nähe zum NS-Staat.

Was die Wirtschaftlichkeit der Anstalt angeht, so räumte er nach zehn Monaten Anstaltsbetrieb allerdings ein, dass es zu wenige Insassen gäbe: „Bislang war die Anstalt ja noch kaum bekannt. Grössere Werbeaktionen waren und sind nicht durchführbar, bevor die Anstalt ein gewisses Entwicklungsstadium erreicht habe.“

Er gestand zu, dass auch der Ausbau der Werkstätten „von der Steigerung des Insassenbestands abhängt“. Er sah aber folgende Zukunftsperspektiven: „Es ist mit Sicherheit damit zu rechnen, dass das Aufgabengebiet der Asozialenbetreuung wieder an Aktualität gewinnt, je mehr wir wieder zu normalen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zurückkehren. [...] Insbesondere ist mit Sicherheit zu erwarten, dass die Anstalt mit der Bildung des Südweststaats an Bedeutung gewinnen wird.“

Wahrscheinlich glaubte er selbst daran. Und mit solcher so selbstsicher vortragener Zukunftsmusik war es ihm wohl lange gelungen, die Verwaltung für das „Projekt Breithülen“ zu gewinnen und zu mobilisieren.

Es ist verständlich, dass die ortsansässige Bevölkerung den Landesheimathof Breithülen von Anfang an misstrauisch beäugte. Die Atmosphäre in der Anstalt fand auch in der Ortschaft ihre Resonanz, Tress äußerte sich über das „Geschwätz“ der „urteilslosen Ortseinwohner“ und stellte – wie er das zu tun pflegte – haltlose Denunziationen in den Raum: „Die Ortseinwohner von Breithülen stehen zufällig bei allen industriellen Arbeitgebern der Nachbargemeinden [...] im Ruf, besonders arbeitsscheu zu sein. Gerade hier sitzen noch in erheblichem Umfang Leute, denen es im dritten Reich verhältnismässig gut ging und die seitdem zwar grosse Ansprüche stellen, umso weniger aber Lust zur Arbeit haben. Dass unter diesen Ortseinwohnern das asoziale Element in allen Schattierungen stärker vertreten ist, als in einem ausgesprochenen Dorf mit sesshafter Bevölkerung, sei nebenbei erwähnt. Jede diesbezügliche Rückfrage bei den zuständigen Polizeidienststellen gibt hierüber eindeutige Auskunft. Im übrigen ist hier auch der Prozentsatz der politisch Verbitterten verhältnismässig gross. [...] Ich könnte Bände darüber schreiben, in welcher Art diese teils töricht-primitiven, teils böseartig-hinterhältigen Schwätzer gegen die Anstalt schon vor den ersten Anfängen an gestänkert haben.“

Sehr selten dürfte sich ein deutscher Literat in offiziellen Schreiben so tief in die Niederungen der Sprache begeben haben. Ähnlich äußerte sich Tress über die ihm anvertrauten Menschen. Im „Arbeitsplan des Landesheimathofs Breithülen – Arbeitserziehungs- und Bewahrungsanstalt“ hatte Tress noch im Frühjahr 1949 formuliert: „In der Behandlung der Insassen soll grundsätzlich alles vermieden werden, was das gesunde Ehrgefühl verletzen und als degradierend empfunden werden könnte. Der Anstaltsaufenthalt darf kein Makel für die Insassen sein. Jeder Insasse soll das Gefühl haben, als gleichberechtigter und gleichwertiger Mensch betrachtet zu werden.“

Ein halbes Jahr später, auf dem Höhepunkt der Kritik an seiner Anstaltsführung, fiel auch diese Maske. Er zeigte seine Menschenverachtung und

klagte, „dass wir hier mit dem Ausschuss vom Ausschuss arbeiten müssen“. Die jugendlichen Zöglinge seien „durchweg Fälle, die für andere Anstalten nicht tragbar sind“; und die meisten Älteren seien „nicht nur psychopathische Sonderlinge, sondern Menschen, die hart an der Grenze des Geisteskranken stehen“. Er verglich den Landesheimathof mit seiner Erfahrung aus Rummelsburg in der NS-Zeit: „Also auch was wir hier an Arbeitshäuslingen haben, liegt tief unter der Norm des früheren Arbeitshauses.“



In der Schwäbischen Zeitung erschien am 25. August 1949 ein lobender Artikel über den Landesheimathof „Unter Bettlern, Landstreichern und Trinkern“. Offenbar hängt ihn einer der beteiligten Handwerker in der Ortschaft auf, versehen mit roten Anstreichungen und den Anmerkungen: „Was wir noch nicht wußten.“ und „Wir fragen: Wo sind die 10 Arbeitshäusler und die etwa 20 Zöglinge? Wo ist die leistungsfähige Gärtnerei? Was wird mit den Kücken gemacht? Welche Zöglinge arbeiten im Kalkwerk Laichingen? Sind bisher wirklich nur zwei Zöglinge entwichen? Wer hat diesen verlogenen Bericht geschrieben und auf wessen Veranlassung wurde er geschrieben?“

Bis weit in den Sommer hinein gelang es der Bürokratie, etwa in Person von Viktor Zimmerle, die schützende Hand über Tress zu halten. Zimmerle bezeichnete de Gruyter Schreiben als Denunziationsschrift und veranlasste gar eine Strafanzeige gegen de Boor (im Interesse der staatlichen Autorität). Bei dem zuständigen Innenminister Viktor Renner kamen die Vorgänge offenbar nur teilweise an.

Das änderte sich erst als Jakob Häußler aktiv wurde. Der Münsinger Elektriker-Meister war schon beim Ausbau des Landesheimathofs mit Elektroarbeiten beauftragt worden und hatte dort auch Anfang 1949 mehrfach zu tun. Dabei war ihm aufgefallen, dass im Vergleich zu den wenigen Insassen sehr viele Personen auf dem Landesheimathof beschäftigt waren. Als er im Sommer des Jahres noch von den skandalösen Zuständen in der Anstalt hörte, wurde er in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Stadtrat aktiv. Er kritisierte die Haushaltsführung und die Misswirtschaft und prangerte die Verschwendung

öffentlicher Gelder an. Damit wandte er sich einerseits an den Landtagsabgeordneten Oskar Kalbfell, andererseits trug er Innenminister Renner im August 1949 in persönlichem Gespräch seine Bedenken vor. Renner soll – so Häußler – eine sofortige Untersuchung und in deren Folge auch die sofortige Kündigung von Tress veranlasst haben. Doch auch diese blieb in der Verwaltung stecken und erfolgte erst mit zweimonatiger Verzögerung, nachdem Häußler nochmals nachgehakt hatte.

Nach der Übernahme des Landesheimathofs durch den erfahrenen Beamten Hans Gronau wurde die Arbeit verwaltungstechnisch konsolidiert und das Projekt der staatlichen Anstalt professionell bis September 1950 abgewickelt.

## Tress in München



Josef Tress

Breithülen wurde für Tress zum beruflichen und privaten Fiasko. Seine Gattin zog nach Frauenalb (Karlsruhe), er selbst wechselte den Ort und zog 1949/50 Hals über Kopf nach München. Dort gründete er die Dr. Tress KG Bauberatung München. Außerdem fand er eine Stelle beim „Deutschen Jugendarchiv“.

1956 veröffentlichte er seinen letzten Gedichtband „Vater unser“<sup>12</sup> – eine zutiefst religiöse Sammlung, weitab von seiner wilden Jugendlyrik. Darin thematisiert Tress das, was sich wie ein roter Faden durch sein Leben zieht: Das Scheitern:

### *Das Brot des Misserfolgs*

*O Misserfolg, sei meine Seelenspeise;  
 Du feine Scheu der Unzulänglichkeit,  
 Verlaß mich nicht! Mein Herz belächle wise  
 Die Lorbeerkrone der Vergänglichkeit!  
 Mein Herz hat sich schon lächelnd abgefunden  
 O Leumund – Leutemund, mit deiner Größe,  
 Du dickes Schuldbuch meiner schwachen Stunden  
 Und feingeschliffner Spiegel meiner Blöße!  
 Das tägliche Zerbrechen meines Lebens,  
 Ein tausendfacher Tod, sei meine Nahrung!  
 Der kleinen Tage großer Reim „Vergebens“  
 Sei mir des Ewgen Maß und Offenbarung!*

1959 trat Josef Tress in den Ruhestand und verstarb am 6. April 1975 in München.



## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Eine ausführliche Biographie von Josef Tress ist der **im Herbst 2021 erscheinende** Aufsatz von Bernhard Bremberger und Lothar Eberhardt: Ein Dichter im Fürsorgemilieu. Josef Tress im Berliner Arbeits- und Bewahrungshaus Rummelsburg (1934-1943) und als Leiter des Heimathofes Breithülen auf der Schwäbischen Alb (1948/49), in: Kontinuitäten und Diskontinuitäten Sozialer Arbeit nach dem Ende des Nationalsozialismus. Band 1: Berufsbiografische Verläufe zwischen ideologischen Kontinuitäten, Migration und Reeducation. Dort auch detaillierte Quellenhinweise.
- <sup>2</sup> **Muss ich, wenn Corona zu Ende ist, noch in der Bibliothek überprüfen!**
- <sup>3</sup> Josef Tress: Bettelkönig. Gedichte mit Zeichnungen von Lovis Wachlmeier. Münster/Leipzig (Baldur-Verlag) 1914.
- <sup>4</sup> Josef Tress: Die Verstaatlichung der Lebensversicherung. Maschinenschr. Dissertation R.- u. Wirtschaftswiss. Tübingen 1923 (1927).
- <sup>5</sup> **Ich warte noch auf das Dokument des Stuttgarter Standesamtes.**
- <sup>6</sup> Die heilige Theresia vom Jesuskinde und vom heiligsten Antlitz 1873-1897. Ihr Leben, beschrieben von einer Karmelitin des Klosters der heiligen Maria Magdalena von Pazzis in Florenz [Santa Teresa del Bambino Jesu]. Berlin (Theresienverlag) 1927 / Robertus, a S. Teresia: Die Nachtigall Gottes. Theresia vom Jesuskind und das Buch d. Natur [L' Usignuolo di Dio]. Berlin (Theresienverlag) 1928.
- <sup>7</sup> Josef Tress: Profile – Gedichtszyklus aus dem Fürsorgeerziehungsmilieu. Potsdam (Müller & Kiepenheuer) 1933.
- <sup>8</sup> Josef Tress: Die Asozialenfrage, in: Blätter für Gefängniskunde, Jg. LXXII, 1942, Heft 5, S. 163-210.
- <sup>9</sup> Dirk Stegemann: „Arbeitsscheu“ und „asozial“, in: Genethischer Informationsdienst 220, Oktober 2013, S. 16-18.
- <sup>10</sup> Die Rekonstruktion der Vorgänge um den Landesheimathof Breithülen basiert ausschließlich auf offiziellem Schriftverkehr, vor allem in den Akten Wü 40 T 2 Nr. 135, Wü 40 T 14, Nr. 448, Wü 42 T 24 Nr. 46, Wü 42 T 60 Nr. 446 I ff., Wü 42 T 97 Nr. 46, Wü 42 T 97 Nr. 52, des Staatsarchivs Sigmaringen. Siehe auch Franz-Josef Ziwes: Der Landesheimathof Breithülen. Ein gescheitertes Projekt südwestdeutscher Sozialpolitik in der Nachkriegszeit, in: Landesarchiv Baden-Württemberg. Archivnachrichten 46, März 2013, S. 26.
- <sup>11</sup> Vergleiche dazu auch den Aufsatz von Josef Tress: Die Asozialenfrage in der Nachkriegszeit, in: Blätter der Wohlfahrtspflege in Württemberg-Baden, Jg. 96, 1949, S. 52-55. Darin stellte er sein Konzept moderner „Asozialenfürsorge“ vor.
- <sup>12</sup> Josef Tress: Vater unser. Gedichte. Regensburg (Habel) 1956.

- Abbildungsnachweise
- 87 Stadtarchiv Münsingen
  - 88 Scan aus dem Buch von 1914
  - 93 Universitätsbibliothek Münster, Stadtarchiv Münsingen
  - 94 Lothar
  - 96 <https://www.leo-bw.de/themen/wissenswertes/landesheimathof-breithulen>,  
Staatsarchiv Sigmaringen Wü 129/1 T 2 Nr. 345
  - 97 Staatsarchiv Sigmaringen
  - 98 Schwäbische Donau-Zeitung / Staatsarchiv Sigmaringen
  - 101 Staatsarchiv Sigmaringen / Schwäbische Zeitung
  - 102 Scan aus dem Buch Eberl/Marcon (1984): 150 Jahre Promotion an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen. Biographien der Doktoren, Ehrendoktoren und Habilitierten 1830–1980. Stuttgart: Theiss.